

## 24. Hilariusmahl Haberstadt

Sehr geehrter Herr Dr. Bürger, sehr geehrter Herr Henke, meine sehr verehrten Damen und Herren,

Reden sind überflüssig.

Es gibt noch viele weitere Überflüssigkeiten. Selbstmordattentäter, Steuerbescheide, Strafzettel, Sonntagsreden, Sodbrennen, Hämorrhiden.

Reden sind eine Herausforderung. Müssen, ja sollen es sein.

Als Vaclav Havel das erste Mal in den USA war, sollte er vor Senatoren und Kongressabgeordneten eine Rede halten. Eine bedeutende Rede.

Es war der 21. Februar 1990. Keine drei Monate zuvor war die Samtene Revolution erfolgreich gewesen, das alte Regime in sich zusammengebrochen.

Außenminister James Baker hatte dem Gast aus Prag extra einen Berater besorgt, die Rede sollte ein Erfolg werden.

Der Coach war entsetzt, als Vaclav Havel anfang, ihm seine Rede vorzutragen. „Stehen Sie aufrecht, sprechen Sie nach vorne ins Publikum. Machen Sie Pausen. Reden Sie laut. Schauen Sie entschlossen. Lächeln Sie.“

Am nächsten Tag nusichelte Vaclav Havel seine Rede nach unten aufs Blatt blickend wie er das immer getan hatte. Er war aufgeregt, begann auf Englisch, wechselte ins Tschechische, verhaspelte sich. Und das Publikum?

Siebzehn Mal musste er unterbrechen, weil ihm begeistert applaudiert wurde. Der Berater hatte Havel zuvor empfohlen, zu sagen, was das Publikum hören wollte also was es kannte und erwartete. Aber Vaclav Havel hielt nicht nur eine Rede. Er hatte etwas zu sagen. Neues, Überraschendes. Sätze wie diese:

**"Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, egal wie es ausgeht."**

Die Rede ist 25 Jahre alt. Und heute?

Eine Welt, die aus den Fugen ist. Überall gewaltsame Konflikte. Zu den 14.400 Kriegen mit 3,5 Milliarden Toten der Neuzeit kommen blutige Bürgerkriege in Syrien, Libyen, Nigeria, in der Ukraine.

Weltweite Flüchtlingsströme biblischen Ausmaßes. Terroranschläge mitten in Europa im Namen Allahs und im Kampf gegen Ungläubige. Globalisierte Massenüberwachung, Angst vor der Zukunft und massenhaftes Misstrauen. Rufe: Das Abendland ist in Gefahr. Und „Wir sind das Volk“ Abgrundtiefer Hass gegen die Regierenden, gegen die da oben und Andersdenkende.

Die vereinte Bundesrepublik mit ihren garantierten Grundrechten, mit Meinungsfreiheit und Rechtsstaatlichkeit existiert für viele Pegida-Demonstranten nicht. Sondern eine Art westdeutsch gefärbte DDR, in der man alles kaufen, sich aber nicht alles leisten kann. In der es eine abgehobene Elite, eine „Lügenpresse“ und viel zu viele Ausländer gibt.

Ist das die Bilanz nach 25 Jahren Einheit? Das unappetitliche Vorprogramm für die Silberhochzeit im Herbst?

## **So viel Anfang war nie**

Schauen wir mal, wie es angefangen hat. Vor 25 Jahren. Schauen wir in einen kleinen abgelegenen, aber typisch deutschen Ort. Ein Dorf, das es gibt und irgendwie doch nicht. Irgendwo im Norden von Berlin. Eines jener Dörfer, ausgestattet mit einem heruntergewirtschafteten Schloss, einer verfallenen Gutskirche, einer schnurgeraden Sandpiste und einfachen Katen mit Plumpsklo. Ein Ort, der mehr oder weniger liebevoll ist, in einem Überangebot an stiller Landschaft.

Durch diesen Flecken sind mehrere Armeen und Diktaturen gezogen, die sich in die Seelen der Bewohner eingebrannt haben. Jetzt wird die Freiheit gefeiert, die Marktwirtschaft. Allen soll es besser gehen. Es gibt Menschen, die noch da und nicht weggegangen sind. Andere, die neu hinzugekommen sind. Ein Chor von Stimmen.

Vor fünf Jahren zog ich mit vielen Fragen und einem kleinen Aufnahmegerät los, hörte den Menschen zu, ließ sie ausreden. So entstand in Puzzlearbeit das schillernde Bild einer wundersamen Verwandlung. Nicht nur das Land bekam nach dem Mauerfall eine neue Geschichte, auch dieses Dorf, ohne allerdings die alte loszuwerden. Ost und West, Sieger und Verlierer, Selbstgewissheit und Trotz prallten ungebremst aufeinander. Hier war sie also, die neue gesamtdeutsche Kampfzone.

## **Der Investor**

Als Landschaftsarchitekt neigte er zu einer nicht abzustellenden Gewohnheit, jede Landschaft, die er bereiste und war sie noch so fremd, in wenigen Sekunden räumlich zu erfassen und auf ihre Gestaltbarkeit zu überprüfen. Was er im Wende-Land gesehen hatte berührte ihn auf eigenartige Weise. Es fiel ihm das Wort Kindheitsmuster ein. Ja genau, das

war doch der Titel eines bekannten Romans aus dem Osten. Wie hieß der Autor noch? Oder war das eine Frau? Horst Wagenfeld konnte sich Namen schlecht merken, verfluchte seine Vergesslichkeit. Vielleicht muss das so sein, wenn man Mitte Fünfzig ist.

Er fühlte sich in unbeschwerte Jugendzeiten zurückversetzt, als seine westfälische Heimat noch nicht mit Tankstellen, Supermärkten und Reihenhäusern zugestrandert war. Die Gegend war flach wie eine Scheibe, sie wirkte bescheiden, nur unterbrochen durch einige Fähnchentupfer, die gebrauchte Westautos oder Videos anpriesen. An manchen Straßenrändern standen Wohnmobile, in denen Damen ihre Dienste feilboten.

Seine ersten Kontakte mit den Einheimischen waren bizarr. Wie ein Alien kam er sich vor. Als er in einem Dorf aus seiner Limousine stieg, um alte Gebäude zu fotografieren, pöbelte ihn ein Mann an: „Für Leute wie Sie gibt es nur eine Lösung: Genickschuss.“

Er staunte nicht schlecht über verkommene Dörfer, misstrauische Menschen, fehlende Telefonverbindungen, schreckliches Essen und den lächerlichen Kampf ums Bestellen bei unwilligen Bedienungen.

Wagenfeld, offen und von froher Natur, begriff, dass die Menschen in diesem Teil des Landes zuerst von „unser“ und „ihr“ sprachen. Sie fühlten sich überrollt, so klagten sie.. Er spürte, wie sie „die da“ dachten, die sie für eine neue Besatzungsmacht hielten: reich und perfekt, arrogant und verlogen. Die Westdeutschen galten als die neuen Russen, nur andersrum. Das frisch vereinte Land hatte im Grunde nur eines gemein: Die Währung.

Das Hamburger Magazin *Stern* traf 1991 den Zeitgeist: „Sollen die *Zonis* doch bleiben, wo sie sind!“ Die Bedenken seiner Düsseldorfer Freunde scherten den silberlockigen Mann wenig. Ihn hatte eine längst verschüttet geglaubte Abenteuersehnsucht erfasst. Es war wie ein Fieber. Hier lockte eine noch nie da gewesene Herausforderung. Landschaft planen, gestalten

und entwickeln. Als Pionier im Wilden Osten! Wagenfeld lächelte leise in sich hinein. Er konnte seinem eingefahrenen Mittelstands-Leben noch einmal einen Kick verpassen. Das stimmte ihn ausgesprochen heiter.

Dieses Geschenk mussten ihm die Götter überreicht haben. Hier wollte er bleiben. Eine Kirche retten, ein Dorf, eine Region. Wann böte sich ihm noch einmal eine solche Chance? Höchstens alle hundert Jahre, davon war er überzeugt.

### **Der rote Förster**

In die Kreisstadt zog die Neue Zeit ein. Führungspersonal und Straßennamen wurden ausgetauscht. Karl Marx nach heftigen Debatten vom Sockel geholt und in eine Seitenstraße verfrachtet. Wo es ging, montierten Bürger, die sich nun Unternehmer nannten neue Schilder, die für Rundum-Sorglos-Versicherungen oder Currywurst XL warben. Die wenigen Gaststätten schminkten sich auf, nahmen Cola und Warsteiner ins Sortiment obgleich es weiter *Kaffee komplett* gab mit Kondensmilch und Würfelzucker. *Café Latte* hielt die Kellnerin für eine schaumschlagende italienische Verwirrung. „Es war doch nicht alles schlecht bei uns.“

Enno Rosenthal, Anfang fünfzig, rührt mit einem langen Löffel in seinem Milchkaffee. Mit achtzehn war er Genosse geworden, stand mit der Waffe an der Grenze, studierte Forstwirtschaft, wurde Revierförster. Rasch erkannte er, dass mit dem alten System kein Staat mehr zu machen war. Er baute einen Forstbetrieb auf, ließ sich für seine Partei in den Kreistag wählen und stieg zum Vorsitzenden des Waldbauernverbandes auf. Mittlerweile kämpft er gegen Holzdiebe und Windräder, die sogar im Wald aufgestellt werden sollen.

Die „friedliche Revolution“, das Bürgerrechtler-Wort geht ihm nur mühsam über die Lippen. Wozu eine Revolution? fragt Rosenthal. Wogegen sollten

Bauern demonstrieren? Gegen sich selbst? „Die DDR war das Land der kleinen Leute, ein richtiger Arbeiter- und Bauernstaat.“ Rosenthal spreizt das Wort Bauernstaat genüsslich. Es soll wohl ironisch klingen. Er rührt wieder in seiner Milchkaffeetasse, zündet ein Zigarillo an und bläst lustige Rauchkringel in die Luft.

„Wozu auch?“ wiederholt er. Revolutionen seien ein einfaches Rechenexempel. Umbrüche, ob friedlich oder gewaltsam, fänden nur statt, wenn die unten nicht mehr wollen und die oben nicht mehr können wie sie wollen. Klar. Die meisten hätten ständig über den Sozialismus gemault, keine Frage. Aber zu welchen Zeiten geschehe das nicht, vielleicht im Himmel? „Gehen Sie mal heute zu den Leuten. Was Sie da zu hören bekommen, da wird Ihnen ganz anders!“ Er kenne kaum jemanden, der die Einheit bejubelt hätte. – Warum das? frage ich nach. – „Ganz einfach. Die Leute hatten Angst um ihr Einkommen. Es ging ihnen doch gut. Wir hatten auf dem Land viele Subventionen. Für ein Schaf gab es im Jahr 534 Mark extra. Einfach so.“

Das müsse man sich mal vorstellen, rechnet er vor. Für ein Schaf 534 Mark nebenbei. Kaum Aufwand, praktisch ein Rasenmäher auf vier Beinen. Fressen könnten Schafe alleine. Zugegeben, der Preis für die Subventionen sei für den Staat hoch gewesen, vielleicht zu hoch. Die DDR litt an Kapitalmangel. Investiert wurde nichts. Das habe den Untergang beschleunigt.

### **Der Amtsdirektor**

Werner Klüter machte sich 1992 in den Osten auf. In der Nähe von Neuruppin war eine lukrative Stelle ausgeschrieben, die des Amtsdirektors für mehrere Landgemeinden. Es war Pionierzeit. Schon das Bewerbungsgespräch lief völlig anders als im Sauerland. „Man musste im Osten zweimal zur Vorstellung kommen. Einmal vor dem

Gründungsausschuss, nach dem Theater mit dem Runden Tisch. Die haben jeden zweiten Samstag getagt. Dann war das zweite Gespräch in der Aula der Schule. Das Amt war im Kartoffellager“. Klüter klopft auf den Wohnzimmertisch. „Im Kartoffellager.“ So viel Anfang war nie. Ein Verwaltungsgebäude existierte nicht.

Der passionierte Jäger kam in der „Thomas-Müntzer-Schule“ glänzend an. Er sprach die Sprache der Einheimischen, verstand ihre Sorgen. Prompt bekam er den Zuschlag. Die Abgeordneten wählten ihn, den Wessi, für fünf Jahre zum neuen Amtsdirektor.

Es war die Stunde Null. Verwaltungstechnisch gesehen. Jetzt leuchten Klüters Augen voller Tatendrang: „Das war eine Mentalität, ich sage immer das Sauerland der fünfziger Jahre. Wie nach dem Krieg, wo so langsam alles wieder auf den Dörfern anfing.“

Von seinem neuen Hauptquartier, dem Kartoffellager stürzte er sich in seine Aufgabe. Den Verwaltungsaufbau habe er ohne eine gelernte Kraft geschafft, unterstreicht er stolz. „Die Leute entstammten alle den LPGen und vom Konsum. Keiner konnte mit zehn Fingern schreiben.“

Überall seien alte Stasileute in den Ämtern gewesen, rote Socken, die von Bauvorschriften oder Genehmigungsverfahren keine Ahnung hatten. „Alle möglichen Leute hatten Gemeindesekretärinnen, die mussten sich in die neue Welt reinfummeln. Die konnten nichts. Das war schon ein interessanter Haufen.“

Klüter selbst zog nunmehr in das frühere Schulzenhaus im Nachbardorf ein. Ein heruntergekommenes jedoch repräsentatives Mehrfamilienhaus, unweit der Straße zum Rinderkombinat. Noch heute heißt die Straße so, obwohl das Rinderkombinat längst pleite ist. Offenbar ist die Umbenennung vergessen worden.

„Ja, wir mussten sanieren. Der Verkäufer war die LPG in Liquidation. Drei Parteien, zwei Toiletten, die Männer waren Trinker. Der Erste zog ganz

schnell aus, das klappte. Es war ein Drunter und Drüber.“ Klüter lächelt nachsichtig: „Es war doch ein Sport in der DDR, keine Mieten zu zahlen. Da waren ganze Wohnblöcke, da hat keiner Miete bezahlt.“

Doch sein schickes neues Haus sorgte rasch für Ärger. Er habe den Bauschutt für den Umbau im Wald verklappen lassen, hieß es. Diese Vorwürfe gehören für ihn zu den böswilligen Attacken neidgesteuerter Einheimischen. Er sei von einem ordentlichen Gericht zu zwölftausend DM Bußgeld verurteilt worden, entgegne ich. „Siebentausend DM“, korrigiert Klüter. „Es wurde reduziert auf Siebentausend. Es wäre billiger gewesen, einen Container zu bestellen.“

Man mache sich eben Feinde, wenn man im Osten an den richtigen Stellen aufräumt Er wiederholt treuherzig: „Es waren braune Kacheln im Wald. Ich hatte weiße.“ Nun sieht er aus wie die Unschuld vom Lande. Im Brustton der Überzeugung sagt er noch: „Das war eine Intrige wegen der Stasi-Enttarnungen.“

### **Johanna, die Gattin des Investors**

Schöne neue Welt! Wo bin ich nur gelandet? Johanna Wagenfeld schaut pikiert. „Ich wusste erstmals gar nichts. Da ich Holländerin bin und nicht unbedingt in der Schule mit Fontane aufgewachsen bin, obwohl man ihn als solchen kennt.“ Die aparte PR-Managerin betont, dass sie auf einem Binnenschiff geboren wurde. „Bei uns auf dem Kahn sagte man: das Wichtigste ist die Ladung, nicht das Personal.“ Sie war ein Kriegskind, calvinistisch erzogen. Das habe sie geprägt: dieser Wechsel von Strenge und Sehnsucht nach Schönheit. Im Leben sei ihr nichts geschenkt worden. Die Mutter habe sich als Haushaltshilfe durchschlagen müssen. „Wie heißt das auf Deutsch?“ – „Ich war ein Kind aus einfachen Verhältnissen.“ Sie habe sich hochgearbeitet. Eine Freundin, PR-Frau wie sie, schreibt über Johanna, das Leben habe ihr gelehrt, aus Nichts etwas zu schaffen.



Zauber des Anfangs? Was sollte an diesem Dorf schon reizvoll sein? Hätte es nicht Leipzig, Dresden oder wenn-es-schon-sein-musste wenigstens Weimar sein können? Klangvolle Namen, die für deutsche Kultur und Bildung standen. Selbst sie als gebürtige Holländerin konnte mit Dresden oder Weimar etwas anfangen, aber Neuruppin? Johanna räuspert sich: „Ich wollte erst einmal gar nichts.“ Dann lacht sie ein Spott getränktes Lachen. Der Osten war ihr so nah wie der Mond. „Ich wollte zuhause bleiben und einfach da, wo ich war, weiterleben. Mein Zuhause war in Nordrhein-Westfalen.“

### **Der Kommandant**

Die weißen Wände seines Fertighauses sind mit Jagdtrophäen dekoriert. Die Sammlung setzt sich vom schmalen Hausflur bis in sein winziges Arbeitszimmer fort. 140 Rehböcke habe er schon geschossen, schätzt Heinz Sperl. Er weiß präzise zu erzählen. Zahlenangaben müssen stimmen. Kein Firlefanz. Er liebt Hauptsätze. Nebensätze kommen praktisch nicht vor. Manchmal kann ich das Ausrufezeichen mithören. So ist es. Punkt!

Der Mann hat lange mit sich gerungen, ob er sich mit mir treffen soll. Ganz sicher gehöre ich zu der Kategorie Mensch, die er meidet. Pressevertreter, besonders vom einstigen westlichen Klassenfeind, sind Sperl ein Gräuel. Zuspitzen, verfälschen und maßlos übertreiben, das sei doch deren Geschäft.

Heinz Sperl war einmal wichtig. Sehr wichtig. Bis September 1990 hütete der Kommandant das größte Geheimnis des Dorfes. Abgekürzt heißt es *TüP*. *TüP* steht für Truppenübungsplatz. Jenseits der Autobahn war ein riesiges militärisches Sperrgebiet, versteckt in unzugänglichen Wäldern. Bei Westwind war das Geschützfeuer der Granatwerfer zu hören, an manchen Wochenenden das Bellen der Maschinengewehre.

Im Ernstfall sollte das Sperrgebiet als Internierungslager genutzt werden. Eine Art DDR-Guantanamo. Eine Anwohnerin behauptet gar: „Das ganze Dorf war ein Stasi-Kaff. Hinter der Autobahn war das KZ. Dort arbeiteten Häftlinge. Ich habe sie mit eigenen Augen gesehen, bei einem Schulausflug“. Heinz Sperl spannt seinen Körper, es schüttelt ihn. „So ein Quatsch!“ ruft er entrüstet. „Alles Gerüchte. Ich weiß auch, wer die gestreut hat. Das stammt von Johanna Wagenfeld.“ Sperl ist empört. Die Lagergeschichte sei einer dieser typischen westlichen Übertreibungen. „Was auf dem Platz war, das war die sogenannte Kommandantur, ein Verwaltungsgebäude, ein Dienstgebäude. Unterkunftsgebäude. Speiseräume. Küche. Garagen. Werkstätten. Alles, was eben notwendig ist. Es waren acht Gebäude. Die waren vorgesehen für die Kampfgruppen. Die kamen Freitagabend, haben hier übernachtet, brauchten keine Zelte aufbauen. Die Unterkünfte waren primitiv eingerichtet mit Feldbetten, einem Öfchen. Mehr gab es da nicht. Waschhaus und natürlich Toiletten. Das war das sogenannte Internierungslager.“

Er lächelt, als ich ihm berichte, dass die Berliner Stasi-Unterlagenbehörde keine Belege für ein Internierungslager finden konnte. Sag ich doch, signalisieren seine Augen, wir haben dort unser Land zu verteidigen geübt. Ab und zu auch Aufstandsbekämpfung. Das macht doch jedes Land. Sonst nichts.

Sperl fand die neue Zeit zum Weglaufen. Dummerweise ging das nicht. Die deutsche Einheit war im Sommer 1990 über ihn wie ein Hitzegewitter hereingebrochen. Er wurde entlassen, war nun eine Art Leuchtturm-Wärter, dessen Licht perfekt funktionierte, aber zwangsweise außer Betrieb gesetzt worden war. Also zählte er die vorbeifahrenden Schiffe. Was sollte er sonst tun?

## **Der Investor**

Horst Wagenfeld durchschritt sein Düsseldorfer Büro. Gedankenströme rieselten aus ihm heraus. Im Gehen erreichte er die höchste Umdrehungszahl. Es heißt ja schließlich Geh-Danke. Das hatte er sich bei Nietzsche geborgt. Er tippte die gewonnenen Erkenntnisse im Tempo eines Zwei-Finger-Systems in die Tastatur. Sein Konzept musste überzeugen. Allein das zählte. „Wir haben das Dorf als Modellprojekt empfunden. Brandenburg hat über zweitausend Dörfer, die wollten wir alle wieder beleben.“ Zweitausend Dörfer! Alle retten! Während sich fröhliche Lachfalten in seine Wangenpolsterung schneiden, redet er sich warm. Ihm sei es darum gegangen, „ein Projekt zu entwickeln, dass die Stagnation der Gegenwart auflöste und mit neuen Impulsen, neuen Arbeitsplätzen und einer neuen Konzeption füllte, das wirtschaftlich funktioniert.“

Neue Arbeitsplätze. Neue Nutzung. Neue Impulse. Aus Wagenfeld purzeln die Wörter wie Hagelkörner aus einer Gewitterwolke. Er hatte gespürt, dass die Zeit nie wieder so günstig für Zuschüsse aller Art war, wie in diesen Jahren der Nachwendezeit. Das vereinte Land brauchte dringend Erfolge. Jobs, Grundsteinlegungen. Neueröffnungen. Die Meldungen vom zusammenbrechenden Osten konnten anderen den Pioniergeist austreiben. Ihm nicht. „Die Krise ist die Mutter aller Entwicklungen.“

## **Der Herr**

„Da ging’s nicht mehr nur um die Wurst. Da ging’s um den ganzen Grill.“ Siegfried Papenbrock ist kein großer Redner, redet dafür Klartext. Als Wagenfeld immer häufiger auftauchte und von Integrierter Landwirtschaft schwärmte, ignorierte er ihn einfach. Die Wessis kommen und gehen, er hatte anderes zu tun.

Er verfluchte die neue Zeit, die Schnösel von der Bank und überhaupt. „Ick wohne hier seit sechzig Jahren. Ick lass mir nicht vertreiben, nicht von denen. Ick reg mir uff, solange Atem in mir is.“

Papenbrock trank erst einen, dann viele Schnäpse. Was hatte er sich in letzter Zeit alles bieten lassen müssen? Die DDR sei ein Unrechtsstaat und die LPGs hätten das Land zugrunde gerichtet. Geschenkt. „Ich lach’ mich tot!“ Der schwächliche Mann mit den abgearbeiteten Händen war der Boss. Sie nannten ihn den *Herrn*. Er war Chef über einen Großbetrieb mit 2.500 Hektar Land. Die einfachen Arbeiter zogen die Mütze vor ihm, wie einst beim Grafen.

Ohne Papenbrock lief nichts.

Seine Macht bekam ich zu spüren. Mehrere Jahre versuchte ich vergeblich ihn, den Herrn zu treffen. Er verweigerte sich. Schließlich bekam es Siegfried Papenbrock mit dem Herzen. Der Mann, der so unbesiegbar wie ein Siegfried auftrat, musste auf die Intensivstation. Die Ärzte verpassten ihm mehrere Bypässe. Schließlich krachte es auch noch im Kopf. Ein Schlaganfall. Er überstand auch diese Attacke. Die Schicksalsschläge machten ihn ruhiger, fast milde. Erst jetzt erhielt ich Audienz. Eine Stunde, immerhin.

Papenbrock muss geschrumpft sein. Er wirkt wie ein knorriger, alter Baum. Achtzig Jahre ist er alt, fast die Hälfte steckte er in seine LPG. Sein Dorf werde er schützen, solange er lebe, sagt Papenbrock. Als er noch bei Kräften war, galt die einfache Regel: „Schnauze. Oder auf die Fresse. Ordnung muss sein.“

Er jagte leidenschaftlich gerne, war Vorsitzender der Jagdgenossenschaft. Als kleiner Traktorist hatte er angefangen, als Leute-Schinder und strammer Genosse arbeitete er sich hoch. Er brachte es zu sieben Kindern, unzähligen Enkeln und einer Diamantenen Hochzeit. Sein Wort war Gesetz. Als der Dorfwirt einmal zu lange für sein Bier brauchte, schoss Papenbrock

mit der Jagdflinte in die Decke. Dann ging es fix. Die Löcher seien noch heute in der Dorfkneipe zu sehen, berichten seine Bewunderer.

Es muss ihn doch berührt haben, frage ich, als nach vierzig Jahren erst sein Land und dann sein Betrieb zusammenbrach. „Sicher. Ich habe vier Jahre gebraucht“, antwortet der Herr. Er sei ruhig geblieben, erzählt er, „bis es zu diesen Stilllegungsflächen kam, die ich vorher in meinem Leben überhaupt nicht kannte. Wir haben jeden Quadratmeter bestellt, während jetzt Hunderte Hektar brach liegen. Die Ländereien und Felder waren in einem besseren Zustand als heute. Die Wiesen sind heute so schlecht geworden, da kann keine Kuh mehr Milch geben, bei dem Futter.“ Er wird wütend, seine Gesichtsfarbe wechselt in ein bedrohliches Dunkelrot. Das Herz. Der Bluthochdruck. „Menschen verhungern, hier werden Flächen stillgelegt. Das kann ich nicht verstehen, das will ich nicht verstehen.“

### **Der Investor**

„Es war wie ein Rausch.“ Wagenfeld lässt das Wort wie ein Feinschmecker auf der Zunge zergehen. „Rausch. Man steigert sich rein. Ich sage Ihnen, dass ich Verträge unterschrieben habe, die ich gar nicht einhalten konnte, aber da musste ich durch.“ Innerhalb weniger Wochen sammelte Wagenfeld Millionen Fördermittel ein. Für die Kirche, dann für die Sanierung der Höfe. Immer häufiger standen gutgekleidete Finanzberater zwischen leeren Schafställen und tippten neue Kreditlinien in ihre Taschenrechner. Die Banker waren junge Menschen ohne Bauchansatz und von bemühter Höflichkeit, gleichwohl in ständiger Sorge, ihre braunen Lederhalbschuhe der Marke Budapester zu beschmutzen. Wagenfeld hatte dieses junge Geldgemüse schnell im Griff. Er war in seinem Element. Sie hatten das Geld. Er die Ideen. Der Staat gab die Garantien. Das war der Deal. Denn so viel Anfang war nie.

## **Conclusio**

Ein Gedanke zum Schluss. Jeder im Saal weiß aus Erfahrung dass sich die Ergiebigkeit einer Rede oder einer Debatte umgekehrt proportional verhält zu ihrer Teilnehmerzahl. Was bewegen die größten Konferenzen? Meistens nichts. Meine Hoffnung ist daher nicht „die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, egal wie es ausgeht.“ Und wenn nur dieser eine Gedanke hängenbleibt.

In diesem Sinne viel Freude an Konversation im kleineren Kreise, meine Damen und Herren. Dieser Abend sei den Künsten der Köche, der Preisträgerin und allen anderen Musen befohlen.

Christhard Läßle  
13.01.15

